

März 1818

März 1818



Rheinische Blätter

Sonntag,

N^{ro}. 35.

den 1. März 1818.

England.

London, vom 19. Febr. Hr. Brougham hat gestern dem Hause der Gemeinen eine Bittschrift vorgelegt, welche einen neuen Beweis von den nachtheiligen Folgen des durch die Minister eingeführten Spionenwesens liefert. Sie ist von einem Wirthe zu Wakefield, der dem berüchtigten Olivier sein Haus nicht zum Sammelplatz derjenigen geben wollte, die er ins Unglück zu bringen suchte, und ihm sogar drohete, ihn verhaften zu lassen, weil er ihm ein gefährlicher Mensch schien. Dieser Mann wurde nun selbst von dem verrufenen Polizeiagenten als verdächtig angegeben, eingezogen und gefänglich gesetzt.

— Nach Briefen aus Madrid, vom 29. Januar, haben die hohen Mächte, welche den Streit zwischen Spanien und Portugal zu schlichten übernommen hatten, entschieden, daß diese Macht im Besitze des östlichen Ufers vom Platastrom bleiben solle, bis Spanien 20,000 Mann nach dieser Gegend von Amerika geschickt haben würde, um seine Macht und den Frieden daselbst wiederherzustellen.

— Der Insurgentengeneral Saint-Martin hat, unterm 30. September v. J., eine Proklamation erlassen, in welcher er sagt, von einem bei Zalcagnano gefangenen Kapitän der Royalisten habe er erfahren, daß diese glaubten,

die Insurgenten opferten alle Gefangene, die ihnen in die Hände fielen. Das aber, sagt der General, ist eine Beleidigung gegen mein Heer und gegen mich. Zweitausend Soldaten und achtzig Offiziere, die wir bei Chacabuco gefangen, und welche jetzt in verschiedenen Gegenden zerstreut leben, strafen allein schon diese Sage Lilgen. Selbst der General Marco, den das Kriegsvrecht zu tödten erlaubte, weil er öffentlich verflündet hatte, er werde mich als einen Mörder und Straßenräuber hinrichten lassen, siele ich in seine Hände, genießt jene achtungsvolle Behandlung, die man einem Kriegsgefangenen schuldig ist. Am Schlusse der Proklamation sagt Saint-Martin, die Royalisten möchten ihre Sache mit Muth und Beharrlichkeit vertheidigen, aber solchen gehässigen Lasterungen keinen Glauben schenken.

— Wir haben, sagt das Morning-Chronicle, gestern Blätter von Neuorleans, vom 4. des vorigen Monats erhalten, die, was höchst seltsam ist, nicht ein Wort von Mina's Gefangennehmung oder über die Angelegenheiten in Mexiko enthalten.

Deutschland.

Mainz, vom 24. Febr. (Auszug eines Schreibens). Ueber das Schriftchen: »Möchte Pabst Pius VII. nicht höchst

wichtige Gründe gehabt haben, dem Freiherrn von Bessenberg die bischöfliche Würde zu verweigern u. s. w., « gaben die rheinischen Blätter ohnlängst einige Bemerkungen von einem Protestanten, welche die vom Prädikator Hrn. Gärtler, unterzeichnete und in unserm sonst allem Obskurantismus abholden Mainz erschienene Denunziation, unter dem Gesichtspunkt der Humanität und Urbanität, in einem eben nicht freundlichen Lichte erscheinen ließen. Da aber die Sache eigentlich die Katholiken interessirte, so ersuche ich Sie, auch diesen wenigen Bemerkungen eines Katholiken einen Platz in Ihren Blättern zu gönnen. Meinem Stande nach ein Laie und unbekannt mit aller theologischen Spitzfindigkeit habe ich mich doch in der Bibel und der Geschichte, vorzüglich der vaterländischen fleißig umgesehen, und ich kann daher, wenn ich diese und den schlichten Menschenverstand zu Rathe ziehe, immer nicht begreifen, was das für eine mächtige Angelegenheit und gewaltige Arbeit seyn soll, den katholischen Christen in Deutschland Bischöfe zu geben, und ihre Kircheneinrichtung nach zeitgemäßen Begriffen und Bedürfnissen herzustellen. Wer glauben wollte, daß man dazu ein Konkordat nöthig habe, der müßte annehmen, daß es von den Zeiten der Apostel an bis zu Gregor VII. gar keine Bischöfe gegeben, oder die Kirche keine zweckmäßige Einrichtungen gehabt habe; denn es ist allgemein bekannt, daß das erste Konkordat im Jahr 1122 zwischen dem Kaiser Heinrich V. und Gregors Nachfolger zur Beendigung des berüchtigten Investiturstreits in Worms ist geschlossen worden.

Die Geschichte der Entstehung und Ausbreitung des Christenthums enthält keine Spur davon, daß dessen Stifter etwa mit Augustus, oder der Apostel Petrus mit dem Kaiser Nero ein Konkordat habe schließen wollen. Der erste christliche Kaiser, Konstantin der Große, versammelte auf seine Kosten eine große Kirchenversammlung zu Nizaa, aber es fiel weder dieser, noch weniger dem römischen Bischofe, dessen Abgeordneter gleichfalls zugegen war, ein, dem Kaiser vorschreiben zu wollen, was und wie viel ihm in äußerlichen Kircheneinrichtungen erlaubt seyn solle oder nicht. Der Lebensbeschreiber des Kaisers erzählt, dieser habe den bei ihm versammelten Bischöfen erklärt, in Glaubens- und Gewissenssachen seyen sie die Aufseher in der Kirche, in allen äußerlichen Kircheneinrichtungen aber stehe die oberste Aufsicht ihm zu. Starb ein Bischof, dann war die Wiederbesetzung des erledigten Stuhls das einfachste Geschäft von der Welt. Die Geistlichkeit und die Angesehenen aus dem Volke versammelten sich in der Kirche und wählten einen andern. Die Bischöfe, welche in der nemlichen Provinz des Reichs wohnten, fanden

sich bei dieser Wahlversammlung ein, wo der Neuwählte, nach Ablegung des Glaubensbekenntnisses, sogleich zu seinem Amte eingeweiht wurde. Die Frömmigkeit der damaligen Zeit hielt es für unrecht und schädlich, die Kirche ohne Bischöfe zu lassen; daher schritten diejenigen, welche eines solchen bedurften, unverzüglich zur Wahl und Einweihung, welcher sich kein fremdes Hinderniß entgegenstellte. Dieses natürliche Verhältniß zwischen den Gläubigen und ihrem geistlichen Vorsteher änderte sich späterhin dadurch, daß die Bischöfe ansehnliche Besitzungen und sogar Lehen erwarben. Da gab es nemlich der Begriff und das Herkommen, daß der Lehenherr den geistlichen Lehenmann eben so gut ernannte, als den weltlichen; die Ernennung der Bischöfe gieng also in Deutschland an den Kaiser als Oberlehnherrn über.

Das Recht, welches hiermit der Kaiser überkam, hatte er nicht vom Pabste, der es nie gehabt, sondern von der Geistlichkeit, der es seither zugestanden. Und doch suchte Gregor VII., unter dem Verwand, daß Heinrich IV. Mißbrauch damit getrieben, dasselbe an sich zu ziehen. Dies war die Veranlassung zu dem Investiturstreit, der in einen verheerenden Krieg ausgeartet ist. Wenn Zwei mit einander streiten, gewinnt gewöhnlich ein Dritter; so auch hier: weil weder der Pabst dem Kaiser, noch dieser jenem das Ernennungsrecht zu den Bischüfern überlassen wollte, so stellte das Wormser Konkordat das alte Recht der Bischofswahlen durch die Domherren, als Repräsentanten der Diözesangeistlichkeit, wieder her. Der Neuwählte trat sogleich die kirchliche Verwaltung an, und ward vom Erzbischof eingeweiht. In den folgenden Zeiten hat sich der römische Stuhl, da er das Ernennungsrecht zu den Bischüfern nicht erlangen konnte, wenigstens ein Bestätigungsrecht der Bischöfe zugeeignet, um von den reich ausgestatteten Bischüfern Bestätigungsgelder zu erheben.

So viel sieht wohl Jeder ein: die ehemaligen Reichsverträge sind mit dem Reiche selbst, das sie geschlossen, und mit den Lehen, worüber sie geschlossen waren, untergegangen. Die deutsche Kirche, bis in ihren Elementen aufgelöst, befindet sich in dem Zustand der ersten christlichen Jahrhunderte, und es ist daher lediglich die Sache des Klerus, sich, im Einverständniß mit dem Landesherren, seine Bischöfe und geistliche Vorsteher selbst zu wählen und anzuordnen, wie dieses vor den Konkordaten auch geschehen.

Der Landesgeistlichkeit und dem Landesherren sieht es ganz allein zu, unter sich übereinzukommen, welche Form der Auswahl eines zum Bisthum tauglichen Subjekts sie als die jetzt schicklichste festsetzen wollen. So haben ja auch, zur

Zeit der Lehenserwerbung, die Geistlichkeit und das Volk auf ihr Wahlrecht, zu Gunsten des Lehensherrn, Verzicht geleistet, und das lehensherrliche Ernennungsrecht der Bischöfe hatten die Kaiser auf diesem Wege und nicht durch päpstliche Indulte erworben; denn Niemand kann ein Recht verleihen, das er selbst nicht hat.

(Der Beschluß folgt.)

Pressfreiheit und öffentliches Leben in Deutschland.

Man hat es in Deutschland sehr unartig gefunden, daß ein Engländer die Vermuthung aussprach, wir dürften für die Pressfreiheit noch nicht reif seyn. Doch scheint der Fremde nicht ganz Unrecht zu haben, wenn wir von der Wirkung auf die Ursache schließen dürfen. Die Pressfreiheit will in der That, wie das politische Leben überhaupt, bei uns nicht gar fröhlich gedeihen. Hier weiß man mit der ungewohnten Gabe nicht recht fertig zu werden, und benützt die neue Freiheit, wie der emanzipirte Gymnasiast die akademische, etwas burleskos. Dort ensetzt sich der deutsche Schlandrian und die alte Demuth und Unterthänigkeit vor der entsetzlichen Neuerung, die frevelhaft drucken läßt, was sonst vor keine Sessions- und Amtsstube kommen durfte. Die ganze große Innung aller derer, die im Dunkeln predigten, regierten, rechneten, administrirten, judizirten, amtirten, dezirten, auch exerzirten, schreiben über das Licht, das in die finstere Werkstätte fällt, und den Leuten die Augen verdirbt. Die Zeitungen, die sich sonst mit ihren Artikeln, aus Semlin und von der türkschen Grenze, über Czerny-Georg, den Namasan und das Bairamfest, mit Heirathen, Kindtaufen und Hoffesten reichlich durchgeholfen, stimmen, als Organe der öffentlichen Meinung, in das Jammergeschrei ihrer Verblüdeten, und weissagen: Wenn das so fortgehe, entströme dem Tintenfass über kurz oder lange eine zweite Sündfluth; schon sey das Uebel so weit gediehen, daß eine ordentliche Justiz nicht mehr ungestört prügeln, henken und radern lassen, die Geistlichkeit nicht ungeneckt anathematisiren, exorzistren, Hexen und Keger verbrennen und die Zeitungen nicht ungestraft lügen könnten. Das ist allerdings bedenklich.

Bei uns wird, Scherz bei Seite, die Aloe der Pressfreiheit sobald noch nicht in volle Blüthe kommen. Weinake alle Versuche damit sind bis jetzt gescheitert. Der Deutsche übernimmt sich gern, im Guten wie im Bösen, im Hoffen, Hassen und Lieben. Was er thut und treibt, will er gründlich und durchführend thun und treiben. So exerzirt er auch gern die Pressfreiheit; und gerade das erträgt der Deutsche am Wenigsten,

theils aus Scheue vor dem Oeffentlichen, aus falscher Scham und Ehrbegierde, theils aus starrem Stolze auf der einen, und aus biege- und schmiegsamer Unterthänigkeit auf der andern Seite. Wie! dieser Mensch wagt es mitzusprechen; was ist er denn für ein Geborner? fragt der Pleonekt. Was bekleidet er für eine Stelle? Ist er Kapitelfest, hof- und tafelfähig? Jener, den des Vaters reiche Verlassenschaft zum tüchtigen Mann gemacht hat, fertigt einen Rousseau wie jener Generalpächter ab: Was! das da will räonniren, und hat vielleicht keinen Thaler in der Tasche! — So ist es, und wir werden es sobald nicht anders sehen. Dann ist auch bei uns mehr Schwärmerei und Parteigeist als aufrichtige Liebe zum Guten und Rechten und Gemeingeist. Hier spricht sich kaum eine öffentliche Stimme für vernünftige Pressfreiheit, sondern nur für oder gegen den Liberal, den Volksfreund und die Isis aus. Als Menschen stehen wir sehr hoch, und der Deutsche mag im Hause, als Gatte und Vater, im Leben als Freund und Geliebter, auf dem Gebiete des Wissens und Könnens als Gelehrter, Künstler und Handwerker sich neben die Besten aus jedem Volke stellen; aber im öffentlichen und Staatsleben sind wir noch unbeholfen und spießbürgerlich, und haben zuviel Angst, oder zuviel Vertrauen. Ueberhaupt besitzen wir unter allen gebildeten Völkern fast am wenigsten die glückliche Gabe, uns zwischen dem Zuviel und Zuwenig in der Mitte zu halten, die allein schon die Dienste einer großen Weisheit leistet.

Wäre bei uns ein deutscher Gemeingeist, ein wahres, inniges Nationalgefühl, ein kräftiger Sinn für das Allgemeine, Vaterländische, dann ließe sich wenigstens von der Zukunft Manches hoffen, weil der öffentlichen Stimme doch endlich Alles gehorchen muß; aber was sich bei uns als vaterländisch geltend machen wollte, war zu oft nur Kasten- und Innungsgeist. Hier stritt man um den Rock, und suchte die Einheit seines Schnittes zu begründen, sollte man auch die Menschen dadurch theilen. Dort wollte man nur Dietung in der Wiederherstellung des Alten finden, als wenn nicht das Alte gerade die Mutter des Neuen wäre, und eine solche Vergangenheit nicht wieder eine solche Zukunft zeugen müßte!

Alles wirkt bei uns aufs Theilen und Zersplittern hin, unser politischer, religiöser, literarischer, bürgerlicher und gesellschaftlicher Zustand, Staaten, Kirchen, Schulen, Stände und Zünfte — Das ist unsre wahre, vielleicht unheilbare Krankheit; darum kein öffentlicher Sinn und keine öffentliche Meinung, sondern Parteien, Sekten, Orden, Coterien, Gesellschaften, Verbrüderungen. Daher das ewige rastlose

Wohlthun ohne Zweck und Erfolg, von dem wir gewöhnlich nichts haben als Erschöpfung, wie einer, der vom Druck des Alp erwacht. Wir halten große Bevatterschaften oft für Nationalverbüßerungen, und Persönlichkeiten werden Staatsereignisse. Ist nicht der rheinische Merkur an Hrn. Schmalz, und der Volksfreund an Hrn. v. Kogebue gescheitert? Wäre die Wartburger Feier ein Gegenstand bitteren und gerechten Tadelns geworden, hätte sich eine Partei nicht den Spas gemacht, die Schriften der andern lutherisch zu verbrennen?

Reherzigenswerthe Worte für uns in unserer Zeit hat der treffliche geheime Hofrath Lude in seinem Vorworte zu der Schrift: Das Königreich Hannover nach seinen öffentlichen Verhältnissen u. s. w. gesprochen, die ich hier wiederholen will.

»Allerdings, sagt derselbe, würde es nicht unheilfam seyn, wenn Alle unter uns, die durch Rede und Schrift, durch Rath und Handeln auf die künftige Gestalt unsers Vaterlandes, im Ganzen oder im Einzelnen, einwirken können, sollen und wollen, aufmerksam seyn wollten auf Versammlungen, in welchen Ansprüche erheben und Gegenansprüche aufgestellt werden; in welchen man federt und verweigert, Gründe giebt und Gründe versagt, bald sich vereinigt und bald entzweit, großmüthig über seinen eignen Vortheil hinausgeht und sich selbstständig auf besondere Zwecke zurückzieht; in welchen man, mit einem Worte, über Verhältnisse verhandelt, von deren Bestimmung das Gedeihen und das Glück der Gesellschaft abhängt, und das Edelste, was der Mensch in diesem Leben erreichen kann. Solche Vorgänge haben, wie es scheint, in sich selbst ein größeres Interesse für den denkenden Menschen, als die Gestalt der Steine, oder das Spiel der Farben an den Pflanzen, in der Luft und in künstlicher Lichtbrechung, die doch edle Geister beschäftigen und ergötzen mögen. Aber eine innige Theilnahme könnte auch weiter führen und große Folgen haben für des Vaterlandes Wohl und Wehe.

»Es giebt unter uns viele gute Gesinnungen, aber auch erschrecklich vielen Unverstand. Den Einen hat die Metaphysik verblendet, den Andern die Gelehrsamkeit, und wieder einen Andern das Vorurtheil; hin und wieder glaubt auch wohl Mancher mit seinen Gefühlen durchzukommen und mit der Herrlichkeit des Teutschthums. Wie sollen diese Alle an einander kommen, sich verstehen, sich vereinen und etwas Gemeinsames und Allbefriedigendes gründen, zumal da noch in einer großen Menge ein alter Sklavensinn wohnt,

der sich zu dem Gedanken gesetzlicher Freiheit nicht zu erheben vermag, und in dem Gehorchen den süßesten Genuß findet?

»Indem sich der Eine seine Welt aus Ideen bauet, und in der Wollust des Schaffens sich selbst vergift und die Menschen, schickt der Andere ihm die Wißse alter Verträge und alten Brauchs entgegen, und treibt ihn mit seiner Schöpfung von der Erde hinweg zu des Himmels Licht und Leere. Dieser stürzt mit roher Kraft wild umher, und ängstigt Andere um so mehr, je unbändiger und ungebändigt er erscheint, und je schwerer das Ziel zu erkennen ist, welchem er zustrebt; Jener, erschrecken vor dem ungezügeltten Wesen, setzt sich fest auf dem, was er hat und gilt, faßelt sich alte Märchen vor und will, als ein Göttersehn, nichts zu thun haben mit den gemeinen Kindern der Menschen, während ein Anderer Alles stehen und lausen läßt, und, was an Geist und Kraft in ihm ist, zu andern Beschäftigungen rettet!

»Wie soll sich diese Verwirrung lösen? Wie sollen die Meinungen gereinigt, die Ansichten geläutert, die Begriffe bestimmt und die Gründe geachtet, — wie sollen Alle zu Einer Bestrebung nach Einer Richtung vereinigt werden? Wie anders als durch wohlwollende Würdigung Derer, die sich gegenüberstehen, und in Rede und Widerrede sich mit einander und vor einander aussprechen? Wie anders, als durch verständige Ausgleichung entgegengesetzter Forderungen, und durch Gewinnung Aller für den großen Gedanken der bürgerlichen Gesellschaft, des Gemeinwohls, der Freiheit und des Vaterlandes?

»Das Bedürfnis der Zeit ist es allein, was wir zu befriedigen suchen sollen und dürfen. Das Bedürfnis der Zeit aber ist das Verlangen der Menschen, welche in dieser Zeit leben. Geht dasselbe nicht in Einer Richtung und nach Einem Ziel, so ist eine Vermittelung zu versuchen. Das Vesehende und das Ersehnte ist zugleich zu berücksichtigen; wegen der Kraft des Geistes darf die Macht der Geschichte nicht gering geachtet werden. Nur Eins verdient entschiedenen Haß: die Ungleichgültigkeit; nur Eins vollkommene Verachtung: die Selbstsucht; nur Eins feste und strenge Bestrebung: der böse Wille! Alles Andere, was eines Menschen Brust bewegt oder in eines Menschen Geiste lebt, hat gerechten Anspruch auf Achtung, Belehrung, Schonung oder Duldung.

»Bei dem Zustande der Dinge jedoch, in welchem unser gesamtes Vaterland sich befindet, ist es begreiflich genug, wie ständige Verhandlungen oder Vorgänge, die sich auf Gründung oder Verbesserung der Verfassung beziehen, in einem Theile dieses Vaterlandes von höchster Wichtigkeit seyn können, während sie in einem andern kaum beachtet werden. Das Menschliche ist immer von gleichem Werthe für jedes reine menschliche Gemüth, es mag hier erscheinen oder dort; aber an dem Besonderen pflegt der Mensch nur alsdann lebhaften Antheil zu nehmen, wenn er sich selbst auf irgend eine Weise von demselben berührt sieht. Und was haben wir denn Gemeinsames, außer dem Namen, mit dem man sogar Geißpöet getrieben hat, und der Sprache, die man vernichtet hätte, wenn man dazu im Stande gewesen, und der Geschichte, von welcher Einige wissen, und der Bildung, die in Ursprung und Art selten verstanden wird? «